

Marie Antoinette und ihr Sohn.

1.

Eine glückliche Königin.

Es war am dreizehnten August des Jahres 1785. Die Königin Marie Antoinette hatte endlich den Bitten, den Beschwörungen ihrer geliebten Unterthanen nachgegeben. Sie hatte ihr schönes Versailles, ihr geliebtes Trianon auf einen Tag verlassen, und war nach Paris gegangen, um dem Volke sich selber und den jungen Prinzen, den sie am fünfundsanzigsten März dem König und dem Lande geboren, zu zeigen, und in der Kathedrale von Notre-Dame den Segen der Geistlichkeit und die Glückwünsche der Pariser zu erhalten.

Man hatte sie enthusiastisch empfangen, die schöne, die vielgeliebte Königin Marie Antoinette. Im offenen Wagen, umgeben von ihren drei Kindern, war sie in Paris eingefahren, und Jedermann, welcher sie erkannte, hatte sie begrüßt mit frohem Jauchzen, war ihr gefolgt auf diesem langen Wege nach Notre-Dame, an deren Thüre die hohe Geistlichkeit sie erwartete, an ihrer Spitze der Cardinal Prinz Louis von Rohan, um sie einzuführen in das Haus des Königs aller Könige.

Marie Antoinette war allein gekommen; nur die Gouvernante der Kinder Frankreichs, die Herzogin von Polignac saß ihr gegenüber auf dem Rücksitze des Wagens, neben ihr die Normannische Amme in ihrer reizenden bunten Landestracht, den zweitgeborenen Sohn der Königin, den jungen Herzog von der Normandie, Ludwig Karl, in ihren Armen wiegend. Neben der Königin, im Fond des Wagens, saßen ihre beiden anderen Kinder, Madame royal Therese, die ältestegeborene Prinzessin, und der Dauphin Ludwig, der muthmaßliche Erbe des vielgeliebten Königs Ludwigs des Sechszehnten.

Der gute König hatte seine Gemahlin nicht begleitet auf dieser Fahrt nach Paris, welche sie unternahm, um ihren lieben neugierigen Parisern zu zeigen, daß sie vollkommen genesen, und daß ihre Kinder, die Kinder Frankreichs, gleich holden Knospen der Hoffnung und des Friedens, der Zukunft entgegenblühten.

„Gehe, meine geliebte Antoinette,“ hatte der König mit seinem milden und gutmüthigen Lächeln zu der Königin gesagt, „gehe nach Paris, um meinen guten Bürgern eine Freude zu bereiten. Zeige ihnen unsere Kinder, und empfang von ihnen den Dank für das

Glück, welches Du mir und ihnen geschenkt hast. Ich will nicht mit Dir gehen, denn ich will, daß Du allein die freudigen Zurufe und das Entzücken des Volkes empfangen sollst. Ich will Deine Triumphe nicht theilen, aber ich werde sie doppelt empfinden, wenn Du allein sie empfangen hast. Gehe also, meine geliebte Antoinette, und genieße die Stunde des Glückes!“

Marie Antoinette war gegangen, und sie genoß die Stunde des Glückes! Als sie durch Paris dahin fuhr, hatten Hunderte sie erkannt, hatten Hunderte sie mit Jauchzen begrüßt. Als sie die Kathedrale von Notre-Dame verließ, um wieder mit ihren Kindern und deren Gouvernante den harrenden Wagen zu besteigen, hätte man meinen sollen, der ganze Platz vor dem Dome habe sich in einen dunklen wogenden See verwandelt, der seine brausenden schwarzen Fluthen in alle auf den Platz ausmündenden Straßen ergösse, um ganz Paris zu erfüllen mit seinem Geräusch, seinem Jauchzen, seinem Donnergerolle. Ja, ganz Paris war da, um Marie Antoinette zu sehen, welche in dieser Stunde nicht die Königin war, sondern nur die schöne Frau, die glückliche Mutter, welche mit dem Stolz der Gracchennutter keinen andern Schutz, keine andere Begleitung begehrte, als die ihrer beiden Söhne; welche, die Hand auf die Schulter ihrer Tochter gelehnt, keiner andern Ehrendame bedurfte, um vor dem Volke in allem Glanz und allem Pomp des Königthums und der Mutterwürde zu erscheinen.

Ja, ganz Paris war da, um der Königin, der Frau, der Mutter entgegen zu jauchzen, und aus tausend und tausend Kehlen tönte es wie mit einem einzigen Jubelschrei der Begeisterung: „Es lebe die Königin! Es lebe Marie Antoinette! Es lebe die schöne Mutter, und die schönen Kinder von Frankreich!“

Marie Antoinette fühlte sich begeistert von diesen Zurufen. Der Anblick dieser freudestrahlenden Gesichter, dieser flammenden Augen, dieses entzückten Lächelns entzückte ihr Herz, trieb ihr das Blut in die Wangen, und auch ihr Antlitz strahlte auf in Freude, und auch ihre Augen leuchteten vor Wonne. Sie hob sich empor von ihrem Sitz, sie nahm mit einer Bewegung von unnachahmlicher Grazie den jüngsten Sohn aus den Armen der Amme und hob ihn hoch empor, um dieses letzte Pfand ihres Glückes und ihres Mutterstolzes den Parisern, die es noch nicht gesehen, zu zeigen. Das kleine Sütchen, welches

seitwärts auf dem hohen Toupée ihres gepuderten Hauptes saß, war dabei rückwärts geglitten in den Nacken; von den Armen, welche das Kind hoch emporgehoben, waren die weiten Spitzenärmel, die sie verhüllt hatten, niedergefallen und ließen bis über den Ellenbogen hin ihre Arme ohne jegliche Umhüllung sehen.

Die Augen der Pariser genossen mit Entzücken dieses Anblicks, und ihr Jubel steigerte sich zu einem begeisterten Fanatismus!

„Welche Frau! Wie schön sie ist!“ tönte es hier und dort aus der Menge. „Welche wundervolle Arme! Was für einen schönen Nacken!“

Eine dunkle Purpurglut übergoß das Antlitz Marie Antoinettens. Diese Lobeserhebungen, welche man der Schönheit der Frau machte, weckten die Königin aus der Extase, in welche die Begeisterung ihrer Unterthanen sie versetzt hatte. Sie übergab das Kind wieder der Amme, und ließ sich rasch, wie eine verschüchterte Taube, in die Polster des Wagens niedergleiten, indem sie zugleich hastig das Spitzenmantelet, welches von ihren Schultern niedergeglitten war, wieder emporzog, und das Hütlein wieder auf ihrem Kopfe befestigte.

„Sagen Sie dem Kutscher, daß er rascher fahren soll,“ rief sie der Amme zu, und während diese die Schnur zog, um die Ordre zu erteilen, wandte sich Marie Antoinette an ihre Tochter.

„Nun, Therese,“ sagte sie lächelnd, „ist es nicht schön, daß unser gutes Volk sich so freut, uns zu sehen!“

Die kleine siebenjährige Prinzessin schüttelte mit einem mürrischen finstern Gesicht ihr kleines stolzes Haupt. „Mama,“ sagte sie, „diese Leute sehen häßlich und schmutzig aus. Ich liebe sie nicht.“

„Still, mein Kind, still,“ flüsterte die Königin hastig, denn sie fürchtete, die Menschen, welche ihren Wagen so dicht umdrängten, daß sie mit ihren Armen sich an die Handgriffe der Wagenthüren fest hielten, möchten die unvorsichtigen Worte des kleinen Mädchens gehört haben.

Und Marie Antoinette hatte sich nicht getäuscht. Der Mann in der Blause, welcher seinen Arm auf den Wagenstuhl gelehnt hatte, und dessen Kopf fast den der Prinzessin berührte, dieser Mann mit dem energischen hochrothen Angesicht, den kleinen stechenden schwarzen Augen, hatte die Worte der Prinzessin verstanden, und er warf auf sie einen tückischen, drohenden Blick.

„Madame liebt uns nicht, weil wir häßlich und schmutzig sind,“ sagte er. „Aber wir würden vielleicht auch hübsch und elegant aussehen, wenn wir wie Sie uns pußen, und in stolzen Carossen fahren könnten. Wir müssen aber arbeiten und uns plagen, damit wir unsere Steuern richtig zahlen können. Denn wenn wir's nicht thäten, so würde unser König und seine

Familie nicht in solchem Glanz und solcher Pracht einherstolzieren können. Wir sind schmutzig, weil wir für unsern König arbeiten.“

„Ich bitte, Monsieur,“ erwiderte die Königin sanft, „vergeben Sie meiner Tochter, sie ist noch ein Kind, welches nicht weiß, was es spricht. Sie wird aber von ihren Eltern lernen, das gute und arbeitssame Volk zu lieben, und dankbar zu sein für seine Liebe, Monsieur.“

„Ich bin kein Monsieur,“ erwiderte der Mann barsch. „Ich bin der arme Schuster Simon, nichts weiter.“

„So bitte ich Sie, Meister Simon, von meiner Tochter das Bildniß ihres Vaters zum Andenken anzunehmen und auf unsere Gesundheit zu trinken,“ sagte die Königin, indem sie einen Louisd'or in die Hand ihrer Tochter legte, und dieser rasch zustüßte: „Gieb es ihm.“

Die Prinzessin beeilte sich, dem Befehl ihrer Mutter zu gehorchen, und legte das funkelnde Gelbstück in die breite schmutzige Hand, welche sich ihr entgegenstreckte. Aber als „Madame royal“ ihre kleine schmale Hand eiligst zurückziehen wollte, legten sich die dicken knochigen Finger des Schusters um dieselbe und hielten sie fest.

„Wie klein diese Hand ist,“ sagte er mit einem spöttischen Lachen, „und was wohl aus diesen Fingern werden sollte, wenn sie arbeiten müßten.“

„Mama,“ rief die Prinzessin angstvoll, „bestehl dem Manne, daß er mich los läßt, er thut mir weh!“

Der Schuster lachte hell auf, und ließ die Hand der Prinzessin fahren. „Ah,“ rief er höhnisch, „einer Prinzessin thut es schon weh, wenn die Hand eines Arbeiters sie nur berührt. Sie thäten daher besser, sich ganz fern von dem Volke zu halten, und niemals in unsere Mitte zu kommen.“

„Fahren Sie vorwärts, rasch,“ rief die Königin mit lauter, gebieterischer Stimme dem Kutscher zu. Er hieb auf die Pferde ein, und das Volk, welches ganz dicht ihren Wagen umdrängt und athemlos der Unterhaltung der Königin mit dem Schuster Simon zugehört hatte, das Volk scheuchte ängstlich und freischend zurück vor den aufbäumenden Kössen.

Die Königin hatte ihr liebevolles holdes Lächeln wieder gefunden, und grüßte freundlich nach allen Seiten hin, während die Equipage in raschem Trabe vorwärts rollte. Das Volk dankte wieder mit begeisterten Zurufen und pries ihre Schönheit und die Lieblichkeit ihrer Kinder. Aber Marie Antoinette ließ sich von solchen Lobeserhebungen nicht mehr fortreißen und erhob sich nicht mehr von ihrem Sitz.

Während die königliche Equipage so im Geräusch und Getümmel der wogenden Menge verschwand, stand der Schuster Simon noch immer mit seinem grinsenden Lächeln und schaute ihr nach. Eine Hand legte sich auf seinen Arm, und eine seltsame meckernde und höh-

nende Stimme fragte: „Lieben Sie diese Desterreicherin, Maitre Simon?“

Der Schuster wandte sich hastig zur Seite nach dem Frager hin. Er sah da neben sich einen kleinen, seltsam verkrümmten und verwachsenen jungen Mann, dessen unnatürlich großer Kopf schlecht zu den schmalen zerdrückten Schultern paßte, zwischen denen er steckte, und dessen ganzes Aussehen auf den Schuster einen so überraschenden Eindruck machte, daß er laut auf-lachte.

„Sie finden mich häßlich, nicht wahr?“ fragte der Fremde, und er versuchte in das Lachen des Schusters einzustimmen, aber es war nur eine Grimasse, welche machte, daß sein unnatürlich großer Mund mit den dicken, farblosen Lippen sich von einem Ohre bis zum andern dehnte, und daß man zwischen denselben zwei fürchterliche Reihen langer grünlicher Zähne gewahrte. „Ihr findet mich häßlich, fürchterlich häßlich, nicht wahr?“ wiederholte der Fremde, da Simon's Lachen sich noch gesteigert hatte.

„Ich finde Sie merkwürdig,“ sagte der Schuster. „Wenn ich nicht hörte, daß Sie französisch sprechen, und nicht sähe, daß Sie aufrecht gehen, wie Unser Einer, so würde ich glauben, Sie wären die Riesenkröte aus dem Märchen, welches ich kürzlich gelesen habe.“

„Ich bin auch diese Riesenkröte aus dem Märchen,“ erwiderte der Fremde lachend. „Ich habe mich bloß für heute als Mensch verpuppt, um die Desterreicherin mit ihrer jungen Brut zu sehen, und ich erlaube mir, Euch nochmal zu fragen: Liebt Ihr diese Desterreicherin?“

„Nein, Gott straf' mich, ich liebe sie nicht,“ rief der Schuster lebhaft.

„Und weshalb sollte Euch Gott deshalb strafen?“ fragte der Andere rasch. „Glaubt Ihr denn, daß es ein so großes Unglück ist, wenn man diese Desterreicherin nicht liebt?“

„Nein, im Grunde glaube ich das nicht,“ erwiderte der Schuster stumm. „Ich meine, daß es vielleicht vor Gott kein Unrecht ist, wenn man die Königin nicht liebt, wohl aber vor den Menschen, und daß es nicht das erste Mal ist, daß man dieses Unrecht mit langer und schwerer Gefängnißstrafe gebüßt hat. Ich liebe aber die Freiheit, und deshalb hüte ich mich, einem Fremden zu sagen, was ich denke!“

„Ihr liebt die Freiheit,“ rief der Fremde. „Gebt mir Eure Hand, und nehmt meinen Dank für dieses schöne Wort, mein Bruder!“

„Euer Bruder?“ wiederholte der Schuster erstaunt. „Ich kenne Euch nicht, und Ihr nennt Euch so ohne Weiteres meinen Bruder?“

„Ihr habt gesagt, daß Ihr die Freiheit liebt, und deshalb begrüße ich Euch als meinen Bruder,“ sagte der Fremde. „Alle Diejenigen, welche die Freiheit lieben, sind Brüder, denn sie bekennen sich zu derselben

gnädigen und gütigen Mutter, und diese macht keinen Unterschied zwischen ihren Kindern, sondern sie liebt sie alle gleich feurig und gleich innig, und es gilt ihr ganz gleich, ob der Eine ihrer Söhne sich Fürst oder Graf, der Andere sich Arbeiter oder Bürger nennt. Vor unserer Mutter, der Freiheit, sind wir Alle gleich, sind wir Alle Brüder!“

„Das klingt sehr schön,“ sagte der Schuster kopfschüttelnd, „es hat aber nur den Einen Fehler, daß es nicht wahr ist. Wenn wir Alle gleich und Alle Brüder sind, weshalb fährt dann der König in goldnen Carossen, während ich als echter Schuster auf Schusterstrappen im Schweiß meines Angesichts dahin krieche?“

„Der König ist kein Sohn der Freiheit,“ rief der Fremde mit wüthender Gebehrde. „Der König ist ein Sohn der Tyrannei, und deshalb will er seine Feinde, die Söhne der Freiheit, zu seinen Knechten und Sklaven erniedrigen, und unsere Arme in Fesseln schlagen. Wollen wir das immer noch dulden? Wollen wir nicht endlich aus dem Staube der Erniedrigung uns aufrichten?“

„Ja, wahrhaftig, wenn wir es können, dann wollen wir es,“ rief Simon mit einem rohen Lachen. „Aber da hapert es nur, mein Herr, wir können es nicht! Der König hat die Macht, uns in seinen Fesseln zu halten, und diese schöne Dame, Madame Freiheit, von welcher Ihr sagt, daß sie unsere Mutter ist, läßt es dennoch geschehen, daß ihre Söhne in Knechtschaft und Erniedrigung dahingehen?“

„Sie läßt es eine Zeitlang noch geschehen,“ erwiderte der Andere mit lauter freischender Stimme, „aber sie bereitet während dessen den Tag der Erhebung doch vor, und sehet lächelnd zu, wie Diejenigen, welche sie stürzen will, mit rastlosem Eifer arbeiten an ihrem eigenen Sturz.“

„Was sagt Ihr da für Anstun?“ lachte der Schuster. „Diejenigen, welche von der Madame Libertés gestürzt werden sollen, arbeiten selber an ihrem Sturz?“

„Und doch thun sie es, Messire Simon, doch graben sie sich selber ihr Grab, nur wissen und sehen sie es nicht, denn die Gottheit, welche sie verderben will, hat sie mit Blindheit geschlagen. Da ist diese Königin, diese Desterreicherin, sehet Ihr nicht mit Euren klugen Augen, wie sie, gleich einer emsigen Spinne, arbeitet an Ihrem eigenen Leichentuch?“

„Na, Monsieur, das ist nun sicherlich ein Irrthum,“ lachte Simon. „Die Königin arbeitet gar nicht, sie läßt das Volk für sich arbeiten!“

„Ich sage Euch, Mann, sie arbeitet! Ja, sie arbeitet an ihrem Leichentuch, und ich meine, sie hat schon ein tüchtiges Stück davon fertig. Auch hat sie liebe Freunde, welche ihr dabei helfen, und der königlichen Spinne die Fäden aufziehen, aus denen sie ihr Leichentuch webt. Da ist zum Beispiel der liebe Herr

Herzog von Coigny. Wißt Ihr, wer der Herzog von Coigny ist?"

„Nein, bei Gott, das weiß ich nicht, Monsieur. Ich gehe bei Hofe nicht ein und aus, und kenne nichts von dem Gesindel.“

„Ihr habt Recht, es ist Gesindel,“ rief der Andere mit einem widerlichen Lachen. „Ich kenne es, denn ich kann unglücklicherweise nicht wie Ihr sagen, daß ich bei Hofe nicht ein- und ausgehe. Ich bin eingegangen und ich werde auch wieder ausgehen, aber ich verspreche Euch, daß mein Ausgang vom Hofe mehr Lärm machen soll, als mein Eingang. Jetzt will ich Euch sagen, wer der Herzog von Coigny ist. Er ist einer von den drei Hauptliebhabern der Königin, einer von den großen Favoriten der österreichischen Sultani.“

„Wahrhaftig, das ist lustig,“ rief der Schuster. „Ihr seid ein komischer Kauz, Monsieur. Die Königin hat also Liebhaber?“

„Ihr wißt doch, daß der Herzog von Besenval damals, als die Desterreichin als Dauphine nach Frankreich kam, zu ihr sagte: „Sehet da, Madame, diese hunderttausend Pariser, welche Euch entgegenjubeln, das sind Alle Liebhaber von Euch!“ Nun, sie will dieses Wort des Herrn von Besenval zur Wahrheit werden lassen, sie will jeden Pariser zu ihrem Liebhaber machen. Wartet nur, wartet nur, an Euch wird auch noch die Reihe kommen! Ihr werdet auch noch einmal die Hand der schönen Desterreichin zärtlich an Eure Lippen drücken.“

„Aber seid gewiß, Herr,“ rief Simon grimmig, „ich werde dann so kräftig zudrücken, daß ihre Hand für immer gezeichnet bleiben soll! Ihr spracht vorher von den drei ersten Liebhabern. Wie heißen die andern Beiden?“

„Der zweite, das ist der schöne Herr von Abhémar, ein Narr, ein Schwärzer, ein Geck. Aber er ist ein schöner Mann und ein lustiger Patron. Unsere Königin liebt die schönen Männer, und daß sie gerne lacht, und überhaupt eine lustige Fliege ist, daß weiß ja ganz Frankreich, besonders seit den Nocturnalien auf der Schloßterrasse.“

„Nocturnalien? Was ist das, Monsieur?“

„Nun, Ihr liebes, schuldbloses Kind, so nennt man die nächtlichen Spaziergänge, welche unsere schöne Königin vor einigen Jahren beim Mondenschein auf der Schloßterrasse in Versailles unternahm. Ja, ja, das war eine lustige Zeit! Die Eisengitter des Parks waren nicht verschlossen, und das geliebte Volk hatte Zutritt, und konnte neben der Königin im Mondenschein spazieren gehen, und der hübschen Musik lauschen, welche hinter den Gebüsch verborgen war. Fragt nur den schönen Unteroffizier von den Lanciers, der eines Abends auf einer Bank sich niederließ neben zwei hübschen Frauen in weißen Kleidern, und mit ihnen schäkerte und lachte. Er kann's Euch erzählen,

wie Marie Antoinette lachen kann und welche saubere Späßchen man mit Ihrer Majestät machen darf.“*

„Ich wollte, ich könnte ihn, und er könnte mir's erzählen,“ rief Schuster Simon, seine geballten Fäuste in einander schlagend. „Es freut mich allemal, wenn ich etwas Schlimmes von dieser Desterreichin höre, denn ich hasse sie, und all das Hofgesindel dazu. Warum dürfen sie sich blähen und recken, und puzen, während wir andern arbeiten müssen und uns plagen vom Sonnenaufgang bis Niedergang? Warum ist ihr Leben lauter Lust und unseres lauter Mühlsal? Ich dünke mich eben so viel werth als der König, und meine Frau würde ebenso hübsch aussehen wie die Königin, wenn sie auch so schöne Kleider trüge und in vergoldeten Carossen führe. Warum sind sie vornehm und wir gering!“

„Ich will's Euch sagen, warum? Weil wir Narren und Thoren sind und es zugeben, daß sie sich über uns in's Häuschen lachen und Halbgötter aus sich machen, vor denen das Volk, oder, wie sie sagen, der Pöbel auf den Knien liegt. Aber Geduld, Geduld! Es wird schon eine Zeit kommen, wo sie nicht mehr lachen, und wo das Volk sie zwingen wird, selber auf ihre Kniee zu sinken und um Gnade zu flehen! Aber man wird ihnen keine Gnade gewähren, man wird sie strafen.“

„Hei, ich wollte die Zeit wäre da,“ schrie der Schuster lachend, „und ich wollt, ich wäre dabei, wenn sie gestraft werden!“

„Nun, mein Freund, das hängt ja nur von Euch ab,“ sagte der Fremde. „Die Zeit wird kommen, und wenn Ihr wollt, so könnt Ihr das Eure dazu thun, daß sie mit rascheren Schritten herankommt.“

„Was kann ich thun? Sagt es mir, denn ich bin bereit zu Allem!“

„Ihr könnt helfen das Messer wehen, damit es nachher gut schneidet,“ sagte der Fremde mit einem unheimlichen Grinsen. „Ja, ja, sehet mich nur nicht so erstaunt an, Bruder. Es giebt schon recht viele Messerweker in der guten Stadt Paris, und wenn Ihr Euch gerne wollt in Ihre Gesellschaft aufnehmen lassen, so kommt heute Abend zu mir, ich will Euch dann mit einigen Messerwekern bekannt machen, und Euch in unsere Zukunft einführen.“

„Wo wohnt Ihr, Monsieur, und wie heißt Ihr?“ fragte der Schuster mit glühender Neugierde.

„Ich wohne im Pferdestall des Grafen von Artois, und mein Name ist Jean Paul Marat.“

„Im Pferdestall?“ rief der Schuster. „Meiner Treu, ich hätte nicht gedacht, daß Ihr ein Reitknecht oder ein Kutschker sein könntet. Es muß drollig aussehen, Herr Marat, wenn Ihr einem Pferde auf dem Rücken sitzt.“

* Siehe: Madame de Campan. Mémoires Vol. I.

„Ihr meint, eine Messenkröte passe nicht dahin? Nun, da habt Ihr wohl Recht, Bruder Simon. Ich habe auch eigentlich nichts zu schaffen mit den Pferden, sondern mit den Menschen im Stall. Ich bin Stallarzt, guter Bruder Simon, Stallarzt des Grafen von Artois, und ich kann Euch sagen, daß ich ein ziemlich geschickter Doktor bin, denn ich habe schon manchen Reitknecht und Jocky zusammengeslickt, den die Stallmeister des lieben Artois die Gewogenheit gehabt, mit ihren Peitschen zu zerschlagen. Kommt also nicht bloß heute Abend zu mir, damit ich Euch in eine gute Gesellschaft führe, sondern kommt auch, wenn Ihr krank seid. Ich mache Euch wieder gesund und es kostet Euch nichts. Ich curire meine Brüder aus dem Volke ganz umsonst, denn Brüder dürfen sich untereinander kein Geld abnehmen. Nun, Bruder Simon, ich erwarte Euch also heute Abend im Stallgebäude, aber jetzt muß ich Euch verlassen, denn meine Kranken warten auf mich! Lebt wohl! Noch eins, wenn Ihr heute Abend um sieben Uhr kommt, um mich zu besuchen, so wird die alte Here, welche meine Thüre bewacht, da sie Euch nicht kennt, sicherlich zu Euch sagen, ich wäre nicht zu Hause. Ich will Euch deshalb das Lösungswort geben, auf welches sie Euch einläßt. Es heißt: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Adieu!“

Er nickte dem Schuster mit einem fürchterlichen Grinsen zu, und schritt, trotz des linken Fußes, der hinkend nachstolperte, rasch über den weiten Platz des Hôtel de Ville dahin.

Meister Simon schaute ihm anfangs mit einem spottenden Lachen nach und diese kleine verrenkte Gestalt mit dem großen Kopfe, auf dem ein hoher schwarzer Filzhut mühsam nur die Balance hielt, schien ihn ungemein zu amüsiren. Auf einmal indessen durchzuckte ihn ein Gedanke und wie ein vom Bogen geschnellter Pfeil sprang er vorwärts und rampte hinter Jean Paul Marat her.

„Herr Doktor Marat, Herr Doktor Marat,“ rief er athemlos schon von Weitem ihm zu.

Marat blieb stehen, und schaute mit einem tückischen Blick sich um. „Nun was giebt's,“ knurrte er. „Und wer nennt denn so laut meinen Namen?“

„Ich bin's, Bruder Marat,“ erwiderte der Schuster leuchtend. „Ich komme Euch so eilig nachgerannt, weil Ihr etwas vergessen habt.“

„Was denn?“ fragte Marat, indem er mit seinen Fingern in seine Taschen fuhr. „Ich habe doch da mein Taschentuch und das Stück Schwarzbrot, welches mein Frühstück ausmacht. Ich habe nichts vergessen.“

„Doch, Jean Paul Marat, Ihr habt etwas vergessen, sagte Meister Simon. „Ihr wolltet mir die drei Hauptliebhaber der Königin nennen, und Ihr habt mir erst Zweite genannt, den Herzog von Coigny und den Herrn von Abhémar. Ihr sehet, ich habe ein

gutes Gedächtniß und habe mir Alles eingepägt, was Ihr zu mir gesprochen. So sagt mir nun auch den dritten Liebhaber der Desterreichin, denn ich will's Euch nur gestehen, ich möchte heute Nachmittag in meinem Klub gerne davon erzählen, und es wird viel Sensation machen, wenn ich so allerliebste Störchen von der Desterreichin weiß.“

„Ei, das freut mich,“ rief Marat mit einem Lachen, welches seinen Mund von einem Ohr bis zum andern öffnete. „Es ist hübsch, daß Ihr einen Klub habt, wo man gerne solche niedlichen Geschichten von der Königin und vom Hofe hört, und es soll ein recht gutes Vergnügen sein, Euch öfter solche kleinen Störchen für Euren Klub mitzutheilen. Denn es ist immer gut, wenn das, was sich in Versailles und in St. Cloud zuträgt, auch in Paris unter dem lieben guten Volke bekannt wird.“

„In St. Cloud?“ fragte der Schuster. „Was kann sich denn da begeben? Das ist ja nichts als ein langweiliges verlassenes Lustschloß des Königs.“

„Es wird jetzt schon lebendig darin werden, verlaßt Euch darauf,“ erwiderte Marat mit seinem meckernden Lachen. „König Ludwig der Vielgeliebte hat dieses Lustschloß seiner Gemahlin geschenkt, damit sie sich dort einen größeren Harem anlege, da ihr das Trianon, diese schändliche und nichtswürdige Mausfalle, wo man Tugend, Ehrbarkeit und Würde zu Tode heßt, nicht groß genug ist. Ja, ja, das schöne große Lustschloß der französischen Könige, das stolze St. Cloud, gehört jetzt dieser Desterreichin als Erb' und Eigenthum. Und wißt Ihr was sie gethan hat? Sie hat an die hohen Eisengitter, welche den Park von St. Cloud umgeben, neben den Eingangsportonen eine Tafel anbringen lassen, auf welcher die Bedingungen angezeigt werden, unter welchen das Publikum den Park betreten darf.“

„Nun, das ist jaust nichts Neues,“ rief der Schuster ungeduldig. „Das steht an allen königlichen Gärten angeschlagen und überall wird dem Publikum im Namen des Königs anbefohlen, nichts zu beschädigen und nicht von den richtigen Wegen abzugehen.“

„Ja, das ist es ja eben! Es wird im Namen des Königs beföhlen. Aber in St. Cloud, da wird es beföhlen, „im Namen der Königin.“ Ja, ja, so steht's mit großen Buchstaben unter der Tafel zu lesen: „Im Namen der Königin.“ Wir haben also jetzt nicht mehr genug daran gedacht, daß uns ein König auf dem Nacken sitzt, der uns Befehle ertheilt und uns schubriegelt, wir haben jetzt noch einen zweiten Herrscher in Frankreich, welcher uns Gesetze vorschreibt, und sich als Souverän unterzeichnet, wir haben da eine neue Polizei, „im Namen der Königin“, einen

* „De par la reine“, lautete die Formel, welche damals in ganz Frankreich von sich reden machte und die Gemüther erhitzte.

Staat im Staate! Die Spinnweb spinnt lustig weiter! In Trianon hat sie's angefangen, da hieß es schon immer auf Polizeiverordnungen „im Namen der Königin,“ und da es geglückt ist, reckt das neue Regiment seine langen Finger weiter aus, und wagt ein neues Attentat gegen das Volk, eignet sich ein neues Terrain an, und gedenkt so allmählig ganz Frankreich mit seinen Neßen zu umschlingen.“

„Das ist schändlich, das ist nichtswürdig,“ rief der Schuster, seine geballten Fäuste drohend in die Luft schwingend.

„Es ist noch nicht Alles, mein Bruder! Die Königin geht noch weiter! Bis jetzt waren wir nur gewohnt, in den königlichen Schlössern die Menschen, welche sich zum Sklavendienst der Tyrannen erniedrigen, in den Affenjacken der Livrée des Königs zu sehen, aber in St. Cloud erscheinen die Schweizer an den Gittern, die Schloßbedienten, kurz das ganze Dienstpersonal in der Livrée der Königin, und wenn man also den Park von St. Cloud betreten hat, so befindet man sich mitten in Frankreich nicht mehr auf französischem Boden, sondern in einer österreichischen Provinz, wo eine Ausländerin ihren Harem etabliren und ihre Befehle erteilen kann, ohne daß das tugendhafte und edle Volk sich dagegen empört.“

„Es weiß nur noch nichts davon, Bruder Marrat,“ sagte Simon eifrig, „es kennt ja noch so wenig von den Schleichigkeiten und Nichtswürdigkeiten der Königin.“

„Erzählt Ihr ihm davon, Meister, wiederholt den guten Leuten in Eurem Klub, was ich Euch mitgetheilt habe, und macht es ihnen zur Pflicht, daß sie es wieder andern Freunden mittheilen und es recht unter die Leute bringen.“

„Oh, das soll geschehen, ganz gewiß geschehen,“ sagte Simon fröhlich. „Aber Ihr seid mir noch immer den Namen des dritten Liebhabers schuldig!“

„Der dritte Liebhaber also, das ist der Herr von Besenval, der General-Inspecteur der Schweizergarden, Generalleutnant der Armee, Commandeur des Ludwigsordens. Ihr seht, es nützt wohl, wenn man der Liebhaber der Königin ist, denn man kommt in die Höhe dadurch. So lange der König Ludwig der Fünfte lebte, der Lasterkönig, noch lebte, war Besenval nur Oberst bei der Schweizergarde, und durfte nur zuweilen die Orgeln im Oeill de Boeuf mitmachen, aber jetzt hat ihn die Königin zu hohen Würden erhoben. Ganz St. Cloud und Trianon ist das Oeill de Boeuf, wo Marie Antoinette ihre Orgeln feiert, und Herr General von Besenval gehört dabei zu ihren ersten Maitres de Plaisir. Nun wißt Ihr Alles, nicht wahr?“

„Ja, Herr Doktor Marat, jetzt weiß ich vorläufig Alles, und ich danke Euch. Aber ich hoffe, Ihr wer-

det mir heute Abend mehr erzählen, denn es ist wahr, Eure Geschichten sind lustig und prächtig.“

„Ja wohl, ich werde Euch von dieser Sorte noch Vieles erzählen können, denn die leichtfertige Königin sorgt dafür, daß man immer neuen Stoff zu solchen Erzählungen hat! Doch jetzt habe ich leider keine Zeit dazu, denn —“

„Ich weiß, ich weiß, Ihr müßt zu Euren Kranken,“ sagte Simon, ihm vertraulich zunicend. „Ich will Euch nicht länger aufhalten. Lebt wohl, mein lieber Herr Doktor Marat! Auf Wiedersehen also heute Abend!“

Er sprang eilig von dannen und war bald hinter der nächsten Straßenecke verschwunden. Marat schaute ihm nach mit einem boshaften, triumphirenden Ausdruck in seinen Zügen.

„So recht, so recht,“ murmelte er, hastig mit dem Kopfe nickend, „auf diese Weise muß man die Soldaten für die Freiheit und das Volk anwerben. Der Schuster wird einen tüchtigen und brauchbaren Soldaten abgeben, und er wird uns sicherlich mit seinen niedlichen Geschichten noch eine ganze Compagnie anwerben. Triumphirt nur, Ihr stolzen Bourbonen, träumt Euch nur sicher in Euren vergoldeten Schlössern, und umgeben von Euren Schweizergarden.“

Glaubt nur, daß Ihr die Gewalt und die Macht in Händen habt, und daß Niemand sie Euch entwenden kann! Es wird ein Tag kommen, wo das Volk Euch aufrüttelt aus Eurem Traum, und wo der kleine verachtete, häßliche Marat, den Niemand jetzt kennt, und der wie eine giftige Ratte in Euren Ställen umherkriecht, Euch gegenübertritt als eine Macht, vor der Ihr erschrecken und Euch zitternd in den Staub werfen sollt. Es vergeht ja kein Tag, wo ich und meine Freunde nicht Soldaten anwerben für unser Volksheer, und die alberne, unschuldige Thörin, Marie Antoinette, macht es uns ja so leicht! Begeht so kindische, naive Streiche, aus denen, wenn man es ein wenig dreht und wendet, sich die schändlichsten Laster und die schamlosesten Verbrechen zurecht stuzen lassen. Und ich verstehe mich auf das Drehen und Wenden, und diese junge schöne Königin kann nicht verlangen, daß wir die Welt mit so unschuldigen, phantastischen Augen ansehen, wie sie es thut! Hei, schöne Königin Marie Antoinette, Du hast Deine Schweizergarden, die für Dich sehten, und die Du bezahlst, ich aber, ich habe nur einen Soldaten, der für mich gegen Dich zieht, und ich habe nicht nöthig, ihn zu bezahlen. Mein Soldat, das ist die Verleumdung! Ich sage Dir aber, schöne Königin, ich schlage damit alle Deine Schweizergarden, und den ganzen Plunder Eurer Armeen. Denn es giebt auf Erden kein Armeekorps, welches so stark wäre, wie die Verleumdung! Surrach, sie lebe hoch, meine Bundesgenossin, die Verleumdung!“

2.

Madame Adelaide.

Die Königin Marie Antoinette war von ihrer Fahrt nach Paris wieder zurückgekehrt nach Versailles. Den ganzen Weg über war sie still und schweigsam gewesen, und die Herzogin von Polignac hatte sich vergeblich bemüht, ihre Freundin durch ihr anmuthiges und geistreiches Geplauder zu erheitern, und die Wolken von ihrer reinen hohen Stirn zu vertreiben. Marie Antoinette hatte ihr immer nur mit einem gezwungenen Lächeln, mit halben Worten geantwortet, und hatte dann wieder, in den Wagen zurückgelehnt, mit träumerischen Blicken emporgestarrt zum Himmel, dessen heitere Bläue auf dem holden Angesichte der Königin keinen Widerschein hervorrief.

Als man eingefahren war in den großen Vorhof des Schlosses von Versailles, schien das Trommeln der Schweizergarden, die unter das Gewehr traten, das ganze Geräusch der königlichen Auffahrt Marie Antoinette aus ihrem trüben Nachsinnen zu erwecken; sie richtete sich lebhaft auf, und ließ ihre Blicke umherschweifen; sie hafteten ganz zufällig auf dem Kinde, das auf dem Arm der Amme ihr gegenüber sich befand, und mit weit geöffneten großen Augen, wie vorher seine Mutter, zum Himmel aufstarrte.

Die Königin streckte, in überwallender Regung ihres Muttergefühls, ihre Arme nach dem Kinde aus, und drückte es an ihr Herz, und preßte einen glühenden Kuß auf seine Lippen.

„Ach, mein Kind, mein liebes Kind,“ sagte sie leise, „Du hast heute zum ersten Male Deinen Einzug in Paris gehalten, und das Volk hat Dir zugejubelt. Mögest Du, so lange Du lebst, immer nur die Liebesgrüße des Volkes vernehmen, und niemals wieder solche Worte hören, wie sie heute dieser fürchterliche Mann zu uns gesprochen hat.“

Sie drückte den kleinen Herzog von der Normandie fest an ihr Herz, und vergaß es ganz, daß sie noch immer im Wagen stand, daß neben den offenen Schlägen ihre Stallmeister und Lakayen in ehrerbietiger Haltung des Aussteigens der Königin harrten, daß die Trommeln noch immer wirbelten, und ringsum alle Wachen vor den verschiedenen Portalen unter Gewehr standen.

Die Herzogin von Polignac wagte es, sie mit leisen Worten an die Nothwendigkeit des Aussteigens zu mahnen, und die Königin sprang nun, mit ihrem kleinen Knaben im Arm, leicht und anmuthig, ohne sich auf den Arm des Stallmeisters zu stützen, aus dem Wagen, schritt, mit einem reizenden Lächeln, im Vorübergehen die herbeigekitteten Kammerherren begrüßend, welche den Tagesdienst hatten, in das Schloß

hinein, und lief die große Marmortreppe hinauf. Die Herzogin von Polignac beeilte sich ihr zu folgen, während die Prinzessin Therese und der Dauphin von ihren Ehrendamen in Empfang genommen, und in ihre Gemächer geführt wurden. Die Normannische Amme eilte kopfschüttelnd hinter der Königin her, und kopfschüttelnd folgten die Kammerherren und die beiden Ehrendamen der Königin bis in die große Antichambre. Dort pflegte nach den Ausfahrten die Königin sie zu entlassen, aber heute war Marie Antoinette schon ohne Weiteres in ihre Wohngemächer eingetreten, und die Thüre derselben war schon geschlossen.

„Was werden wir nun thun?“ fragten die beiden Ehrendamen die Ehrenkavaliere, und diese antworteten nur mit einem Achselzucken.

„Wir werden warten müssen,“ sagte endlich die Marquise von Mailly. „Vielleicht hat Ihre Majestät die Gnade, sich unserer zu erinnern, und uns zu sagen, daß wir uns zurückziehen dürfen.“

„Und wenn sie zufällig es vergessen sollte,“ erwiderte die Prinzessin von Chimay, „so werden wir hier den ganzen Tag über stehen bleiben, während die Königin in Trianon ihre phantastischen Schäferspiele aufführt.“

„Ja wohl, es ist heute ländliches Fest in Trianon,“ sagte der Prinz von Castinos achselzuckend, „und es könnte wahrlich leicht geschehen, daß wir darüber vergessen würden, und wie die unsterblichen Weiber Lothier den ganzen Tag die ridiculen Säulenspielen müßten.“

„Nein, da kommt unsere Ablösung,“ flüsterte die Marquise von Mailly, indem sie auf die Equipage hindeutete, welche eben über den weiten Schloßplatz heran kam. „Es ist gestern im geheimen Comité beim Grafen von Provence beschloffen worden, daß Madame Adelaide es noch einmal versuchen solle, Ihre Majestät zur Vernunft zu bringen, und ihr begreiflich zu machen, was einer Königin von Frankreich ziemlich und unziemlich ist. Und sehen Sie, gemäß diesem Beschlusse kommt Madame Adelaide jetzt nach Versailles, um ihrer erhabenen Michte einen Besuch zu machen.“

Eben fuhr die Carosse der Prinzessin Adelaide, der Tochter Ludwig des Fünften und Tante Ludwigs des Sechszehnten durch das große Portal in den vergitterten Vorhof des Schlosses ein; zwei Piqueurs ritten derselben voran, zwei Lakayen standen auf dem Brett hinter dem Wagen, und auf dem Tritt zu beiden Seiten der Carosse ein Page in reichgestickten Gewändern.

Vor dem Mittelportal, das nur für die königliche Familie bestimmt war, und dessen Stufen niemals bis jetzt von dem Fuße eines „Niedriggeborenen“ entweiht worden war, hielt die Carosse an. Die Lakayen beeilten sich den Schlag zu öffnen, und eine